

# DER DETEKTIV



**Die Jagd auf einen Namen**

**Eine Kriminalerzählung  
von  
Walter Kabel**



# DER DETEKTIV

## Die Jagd auf einen Namen

Eine Kriminalerzählung  
von  
Walter Kabel



## Inhalt

1. Kapitel	7
2. Kapitel	14
3. Kapitel	33
4. Kapitel	39
5. Kapitel	42



## 1. Kapitel

Kommerzienrat Kammler, der Beauftragte der Wettgegner Harald Harst, war soeben gegangen und hatte noch zum Abschied uns von der Tür aus zugerufen: »Viel Glück! An diesem Nemo haben sich bisher alle vergeblich versucht. Wollen sehen, ob der große Harst mehr kann als die Kriminalbeamten und die meisten Privatdetektive Berlins!«

Kammler hatte es wirklich dieses Mal sehr eilig gehabt, uns die neue Aufgabe zu übermitteln und sie uns mit einem triumphierenden Schmunzeln jedes einzelne Wort betonend, mitgeteilt. Sie lautete: Wer ist der sogenannte Einbrecherkönig Andreas Nemo?

Harald Harst schaute Kammler nach und dann zum Fenster hinaus. Die Sonne war bereits im Untergehen begriffen. Ein prachtvoller Maitag neigte sich seinem Ende zu. Harst sagte träumerisch: »Berlin enthält mehr Geheimnisse als die Uneingeweihten auch nur im Entferntesten ahnen. Der solide Bürger liest wohl mal in der Zeitung eine seltsame Begebenheit, zerbricht sich darüber aber nicht weiter den Kopf. Ich glaube, auch Sie, lieber Schraut, werden sich kaum besinnen, dass vor etwa vier Wochen der geheimnisvolle Andreas Nemo – Nemo heißt ja auf Deutsch niemand – abermals in den Spalten der Tageszeitungen drei Tage lang in kurzen Notizen herumspukte ...«

»Allerdings, darauf besinne ich mich nicht, Herr Harst. Aber ...«

»Nun, aber ...«

»Ja, das hängt mit jener Zeit zusammen, als ich noch den Namen Komiker-Maxe hatte und ... und Taschendieb und nicht wie jetzt Ihr Privatsekretär und Gehilfe war.«

»Ah, Sie wollen andeuten, dass Sie damals gelegentlich über den Einbrecherkönig, den bisher niemand zu Gesicht bekommen hat und der doch fraglos existiert, Näheres gehört haben. Erzählen Sie.«

»Viel ist es leider nicht. Wir von der Zunft verkehrten damals in einem Kellerlokal in der Huttenstraße in Moabit. Es hieß *Zur Mutter Schmidt*. Im Hinterzimmer, an dem stets eine Papptafel *Reserviert* hing, tagte jeden Abend der Gesangsverein *Kleine Harmonie*, dessen Mitglieder sämtlich schwere Jungen, Geldschrankknacker zumeist, waren. Die *Kleine Harmonie* habe ich nun einmal absichtlich belauscht. Es war eine gefährliche Sache, aber ich riskierte es, denn ein paar von der Zunft hatten mich durch ihre Andeutungen über die Vereinsgebräuche der *Kleinen Harmonie* sehr neugierig gemacht. Ich muss nun zunächst das Lokal *Zur Mutter Schmidt* näher schildern. Ein richtiges Kellerlokal ist es nicht. Es liegt fast zu ebener Erde. Man geht nur zwei Stufen hinunter. Die Küche und die Kellerräume liegen jedenfalls unter den drei Schankräumen. Der Speiseaufzug ging an der Wand des stets reservierten Zimmers in Gestalt eines quadratischen Schachts vorüber. So, nun will ich mich kürzer fassen. Es gelang mir, von diesem Schacht aus ein Loch durch die nur einen Stein starke Wand herzustellen. Es mündete unter einem imitierten hohlen Wildeberkopf aus Gips. Wenn ich diesen Kopf mit einem durch das Loch gesteckten Stäbchen etwas von der Wand abhob und ihn in dieser Lage festklemmte, bildete der hohle Schädel eine Art Schallfänger, so dass ich so ziemlich jedes Wort verstehen konnte, was die Harmoniker sprachen. Zwei Nächte habe ich in dem Schacht dann zugebracht, nachdem ich den Aufzug gründlich außer Betrieb gesetzt hatte, worüber Mutter Schmidt – sie heißt

wirklich so, die Wirtin, und ist eine Witwe von etwa 50 Jahren – mächtig schimpfte, ohne zu ahnen, wer und weshalb man ihr den Streich gespielt hatte. Ich bekam so recht seltsame und abenteuerliche Dinge zu hören. Zunächst merkte ich bald, dass die *Kleine Harmonie* nichts anderes war, als ein Geheimbund von Verbrechern mit sehr strengen Satzungen. Verrat wurde mit dem Tod bedroht. Die Beute wurde stets unter die 31 Mitglieder geteilt. Dafür mussten aber auch alle gleichmäßig mithelfen, ein neues Ding zu drehen, die Sache auszubaldorn, Schmiere zu stehen und so weiter. Ich sagte 31 Mitglieder. Das 32. kannte offenbar keiner der anderen persönlich.«

»Aha, Andreas Nemo natürlich!«, warf Harst ein.

»Ja, so nannten sie ihn, auch wohl Treff-Ass, aber meistens sagten sie nur *Er*. Ich konnte dann aus ihren Reden entnehmen, dass dieser Nemo das strenge, allwissende und allweise Oberhaupt dieses Bundes war und dass, wenn er sich mal persönlich zeigte, dies stets in einer anderen Verkleidung geschah, sodass niemand ihn je in seiner wahren Gestalt gesehen hatte. Selbst als Frauenperson ist er zuweilen zu den Vereinsabenden erschienen und immer nur ganz kurze Zeit geblieben, um die Befehle für eine neue Sache auszugeben. Sie wissen ja, Herr Harst, dass die Kriminalpolizei dann eines Nachts die ganze *Kleine Harmonie* vor etwa zwei Jahren hinter Schloss und Riegel brachte; nur ihn nicht, und dass wohl sämtliche Mitglieder noch heute in verschiedenen Zuchthäusern sitzen dürften. Bei der Gerichtsverhandlung damals tauchten ja auch die Namen Einbrecherkönig und Andreas Nemo zum ersten Mal auf.«

Harst erhob sich plötzlich aus seinem Schreibsessel und ging mit einem »einen Augenblick, lieber Schraut« in seine

Bibliothek hinüber, kehrte dann mit einem Stoß sorgfältig geordneter Zeitungen zurück.

»Helfen Sie mir die betreffenden Nummern von etwa vor einem Monat suchen«, meinte er.

Wir hatten die drei Zeitungen bald gefunden.

Harst las vor.

Nummer eins vom 12. April. Die Geldschankeinbrüche mehren sich wieder geradezu erschreckend. Es scheint fast, als wäre jene Zeit wieder aufgelebt, als noch die Bande des noch immer unentdeckt gebliebenen Einbrecherkönigs, der sich selbst mal seinen Kumpanen gegenüber Andreas Nemo genannt hatte - Andreas Niemand -, Berlin unsicher machte.«

Nummer zwei vom 13. April. Abermals ein schwerer Einbruch. Mit welcher Geduld müssen wohl diese Geldschankeinbrecher ihre Vorbereitungen getroffen haben, um mitten in einem der belebtesten Viertel und so weiter, und so weiter. Dieses Meisterstück modernen Verbrechertums erinnert nur zu sehr an die Taten des in den Mantel undurchdringlichen Geheimnisses gehüllten Andreas Nemo ...

Nummer drei vom 14. April. Entweder ein schlechter Witz oder ... Nun, unsere Leser mögen selbst entscheiden. Heute Morgen erhielten wir folgenden Brief. Mit Interesse habe ich gestern und vorgestern in Ihrem werten Blatt die Notizen über Andreas Nemo gelesen. Ich bin vielleicht der einzige Mensch, der ihn je in seiner wahren Gestalt gesehen hat. Für 10.000 Mark will ich Ihnen nähere Angaben liefern. Nur muss Ihr Chefredakteur mir ehrenwörtlich versprechen, niemandem sei es, wer es sei, irgendwelchen Aufschluss über meine Person zu geben. Rücken Sie in Ihr Blatt unter Nemo im lokalen Teil eine zustimmende Erklärung ein, falls Sie auf

mein Angebot eingehen wollen, das doch für Sie eine glänzende Reklame sein wird. Finde ich diese Notiz, so hören Sie mehr von mir.

Dieses mit Maschine gefertigte Schreiben halten wir nun für einen schlaun ersonnenen Schwindel und werden es deshalb nicht weiter beachten. Sollte einer unserer Leser anderer Meinung sein und die 10.000 Mark opfern wollen, so mag er sich schriftlich oder persönlich bei uns melden.

Harst legte diese Zeitungsnummer zu den anderen zurück und sagte: »Da das Blatt dieses anonyme Schreiben nie mehr erwähnt hat, dürfte keiner der Leser 10.000 Mark übrig gehabt haben. Nun, wir wissen jetzt jedenfalls, hauptsächlich durch Sie, lieber Schraut, über Nemo doch schon so einiges, denn in der damaligen Verhandlung gegen die *Kleine Harmonie* haben die Angeklagten zum Beispiel verschwiegen, dass *Er* verkleidet zu den Vereinssitzungen erschienen wäre und haben behauptet, die Befehle ihres Oberhauptes stets schriftlich empfangen zu haben. Ich arbeitete zu jener Zeit bereits als Assessor auf der Staatsanwaltschaft und entsinne mich auf verschiedene Einzelheiten noch sehr gut, so auch darauf, dass die Angeklagten übereinstimmend angaben, dass dieser Nemo fast regelmäßig bei schwierige Einbrüchen persönlich für Minuten auftauchte, sehr klug durchdachte neue Anordnungen traf und wieder verschwand.«

»Ja - ja«, sprach ich zustimmend. Es war meine ehrliche Überzeugung. »Dieser Mensch muss in seiner Art ein Genie sein.«

Harst durchmaß nun sein Arbeitszimmer mit langsamen Schritten.

Dann machte er halt. »Schraut, wir jagen dieses Mal einem Namen nach. Es wird eine schwere Arbeit werden. Kammler

tat so siegesgewiss. Er hofft, dass ich diese Aufgabe nicht bewältigen und so die Wette verlieren werde. Na, warten wir ab.«

Nach Tisch klebte ich mir einen blonden Bart vor, setzte eine Scheitelperücke auf meine Billardkugel von Kopf und fuhr in die Huttenstraße. Ich wollte doch nicht faulenzeln, wenn mein Brotherr arbeitete.

Seit fast zwei Jahren war ich nicht mehr in dieser Gegend gewesen. Ich wusste nicht, ob Mutter Schmidt noch lebte. Nun, das Schanklokal war verschwunden. In den Räumen befand sich nun ein Obstladen – schade! Ich hätte so gern Mutter Schmidt gesprochen. Vielleicht hatte sie inzwischen was Neues über Andreas Nemo gehört. Ich brauchte ja mit Bestechungsgeldern als Gehilfe eines mehrfachen Millionärs nicht sparsam umzugehen.

Ich wollte schon umkehren, als ich auf den Gedanken kam, doch einmal bei dem Obsthändler anzuklingeln und mich nach Mutter Schmidts Verbleib zu erkundigen. So erfuhr ich, dass sie gestorben war, und zwar sehr bald nach der Aushebung der *Kleinen Harmonie* durch die Kriminalpolizei. Ich blieb bei dem Obsthändler eine gute Stunde. Dann wanderte ich ein weites Stück des Weges zu Fuß heim. Die Nacht war so mild. Ich hatte ja in den letzten Tagen als gelähmter Schrammel so gut wie gar keine Bewegung gehabt. Gegen halb zwölf langte ich in der Blücherstraße vor unserem Haus an. Bei Harst brannte in der Bibliothek noch Licht. Die Fenster standen halb offen. Er spielte Klavier – mit ganz leisem Anschlag. Ich lauschte eine Weile. Natürlich wieder Wagner. Er liebt diesen Meister über alles. Motive aus dem *Fliegenden Holländer* waren es. Das Dämonische dieser Musik kam trotz des halben Anschlags voll zum Ausdruck.

Ich pfiff dann leise unter seinen Fenstern unser vereinbartes Signal.

Er kam und rief mir zu: »Ah, auch schon da? Ich habe Sie erwartet, Schraut. Sie sind wohl zu Fuß von der Huttenstraße bis hierher gegangen?«

Huttenstraße? Er wusste, wo ich gewesen! Also hatte er ebenfalls Mutter Schmidt besuchen wollen.

In seiner Bibliothek setzte ich mich dann in einen der weichen, tiefen Klubsessel. Er nahm wieder an dem Stutzflügel Platz. Sentas Liebeslied aus dem *Fliegenden Holländer* umrauschte mich. Meine Geruchsnerve spürten den süßlichen Rauch von Harsts Spezialzigarette Mirakulum trotz der offenen Fenster.

»Ich habe zwölf Mark für Autos ausgegeben«, sagte er plötzlich, ohne sein Spiel zu unterbrechen. »Aber ich habe dafür auch die tote Mutter Schmidt gefunden, wenigstens ihr neues Lokal. Sie selbst war nicht anwesend. Die Weiße war gut, und das Eisbein vorzüglich.«

Ich hätte mir als Harsts Mitarbeiter das Wundern längst abgewöhnt haben müssen. Aber dass er die tote Mutter Schmidt lebendig werden ließ, war mir doch zu viel.

»Ich glaube, dass sie nicht anwesend war«, gab ich lachend von mir. »Sie müsste denn gerade als Geist auftreten. Sie meinen natürlich, Sie haben ein Lokal mit demselben Namen *Zur Mutter Schmidt* gefunden.«

Er drehte sich nach mir um. Seine Miene war ernst, bedeutungsschwer. »Lieber Schraut«, sagte er ganz leise, »sie ist nicht tot, sie lebt tatsächlich. Und weil sie lebt und doch gestorben sein will, dürfte es angebracht sein, ihr einige Beachtung zu schenken.«

## 2. Kapitel

Man wird es begreifen, dass ich durch diese letzten Sätze jäh aus meiner bis dahin noch recht harmlos-gemütlichen Stimmung herausgerissen wurde. Ich hatte auch schon den Mund halb zu der naheliegenden Frage aufgetan, auf welche Weise Harst diese geradezu ungeheuerliche Tatsache, dass die Schmidt absichtlich ihr Ableben mit allem Drum und Dran vorgetäuscht hätte, festgestellt haben könnte, als er schon aufstand, sich neben mich setzte und halblaut fortfuhr:

»Lieber Schraut. Sie begehen bei Ihren Nachforschungen noch immer ganz elementare Fehler. Sie sind noch zu sehr Anfänger geblieben, obwohl Sie doch nun mit mir zusammen bereits drei Probleme gelöst haben, die immerhin einige Schwierigkeiten und daher genügend Gelegenheit zum Lernen boten. Sie wissen, ich hasse überflüssige Worte. Unsere Papierfabriken würden zur Hälfte pleitegehen, wenn alle die federführenden Leute sich daran gewöhnen wollten, Selbstverständliches fortzulassen und das Publikum zu zwingen, beim Lesen ein wenig zu denken. Ich könnte zum Beispiel beginnen: Als ich in der Huttenstraße aus dem Haus kam, in dem der Besitzer jenes Gebäudes wohnt, das einst das Lokal *Zur Mutter Schmidt* beherbergte, erblickte ich meinen treuen, fleißigen Mitarbeiter Max Schraut, der mit enttäushtem Gesicht das Schild des Obstladens musterte – und so weiter. Die Hälfte dieser Sätze ist überflüssig. Also zunächst: Wenn man sich nach einem früheren Hausbewohner erkundigen will, so darf man es nie bei jemandem tun, der, wie der Obsthändler nur zugezogen ist und daher kaum über frühere Einwohner Bescheid wissen dürfte. Deshalb

ging ich zum Hausbesitzer, der gerade gegenüber wohnt. Er erklärte, Frau Schmidt hätte ihre Kneipe sofort nach der damaligen Razzia auf die *Kleine Harmonie* geschlossen, das Lokal gekündigt, die Restmiete bezahlt und sich anderswo niedergelassen. Wo, wusste er nicht. Wenn ich mich aber für die Frau interessierte, sollte ich nur nach Nr. 6 gehen und dort bei der alten Gesangslehrerin Hermine Mallinger mein Glück versuchen. Nr. 6 ist bekanntlich das Haus, in dem Mutter Schmidt vier Jahre lang gewohnt hat. Übrigens, dort in dem Likörschrank steht noch eine angebrauchte Flasche Bordeaux. Bitte, stärken wir uns.«

Er trank mir dann mit den Worten *Auf guten Erfolg bei der Jagd nach dem Namen!* zu und fuhr fort: »Als Sie kaum in der Privatwohnung des Obsthändlers verschwunden waren, läutete ich drei Treppen höher trotz der späten Stunde bei der Mallinger. Eine Walkürengestalt mit schneeweißem Haar empfing mich. Ihre Dogge, der beste Schutz für allein-stehende Frauen, schloss schnell Freundschaft mit mir. Ich erzählte der Gesanglehrerin eine schnell ersonnene Geschichte von meiner ältesten Tochter, die durchaus zur Bühne gehen und Opernsängerin werden wollte. Die Mallinger möchte doch ihre Stimme prüfen, bat ich und legte als Anzahlung zwanzig Mark vor sie hin. Meine Tochter wäre zurzeit verreist, würde sich in etwa fünf Tagen hier melden. Wir kamen ins Plaudern. Nach zehn Minuten hatte ich sie glücklich auf das Thema gebracht. Doch sie war sehr vorsichtig, obwohl ich merkte, dass sie gern einmal jemandem ihr Herz ausgeschüttet hätte. Ich hatte mich ihr als Witwer und Inhaber eines gut gehenden Schreibwarengeschäfts aus Pankow vorgestellt, der nur abends freie Zeit und der Sehnsucht nach einer etwas künstlerisch veranlagten, reiferen Lebens-

gefährtin hätte. Meine Verkleidung entsprach ja äußerlich diesen Angaben. Ich tat, als besann ich mich dunkel auf den damaligen Prozess gegen den Einbrecherverein, zeigte nur geringes Interesse für Einzelheiten und erreichte gerade dadurch, dass die Mallinger mir einen Beweis ihrer schnell erwachten Zuneigung, die wohl dem gut situierten Witwer galt, geben wollte. Unter dem Siegel allertiefster Verschwiegenheit – keine Seele wüsste bisher etwas davon – erzählte sie mir, dass die Schmidt häufiger bei ihr gewesen wäre und dass sie den Eindruck gewonnen hätte, die Kneipwirtin wäre weit über das landläufige Maß einer Berliner Kaschemmenwirtin hinaus gebildet. Überhaupt, sie war eine merkwürdige Frau, sagte die Mallinger ungefähr. Sie hatte so allerlei Gewohnheiten, die sie zum Original besonderer Art stempelten! Nun, was die Mallinger dann an Eigentümlichkeiten aufzählte, kann ich mir schenken. So – und jetzt zur Hauptsache. Der Hausbesitzer, erklärte Mallinger in geheimnisvollem Flüsterton, hat Ihnen nicht alles über den Fortzug der Schmidt berichtet, was er weiß. Sie ist nämlich hier im Haus noch gestorben, ganz plötzlich. Drewki, ihr Vertrauter, ein buckliger, sehr geriebener Mensch, kam eines Abends zu mir und meldete mir ihr unerwartetes Hinscheiden infolge eines Schlaganfalls. Sie läge bereits im Sarg, und morgen früh würde dieser schon zur Friedhofskapelle gebracht. Die Kunde erregte sofort bei mir allerlei Zweifel. Sie sollte mittags gestorben sein. Weshalb hatte Drewki mir dies nicht sofort mitgeteilt? Nun, mich ging die Sache nichts an. Aber bei einem Gespräch mit dem Hausbesitzer merkte ich, dass auch er diesen Todesfall nicht für ganz harmlos hielt. Er schwieg wohl nur, um keine Scherereien zu haben. Die Schmidt wurde begraben. Sehr anständig und mit viel

Blumen. Ich folgte auch. Es waren einige dreißig Leute auf dem Kirchhof, meist frühere Gäste von ihr; Verwandte gar nicht. Anderthalb Jahre vergingen. Da, es war im Januar, begegnete ich auf dem Stadtbahnhof Schöneberg oben auf dem Bahnsteig einer mittelgroßen, rundlichen, einfach gekleideten Frau, bei deren Anblick ich wie vor einem Gespenst zurückfuhr. Mit Recht, denn diese Frau war Mutter Schmidt, nur jetzt mit brandrotem Haar und mit dicken, getuschten Augenbrauen. Früher war das Haar grau gewesen. Nachdem ich mich von meinem ersten Schreck erholt hatte, entschloss ich auch, der Sache auf den Grund zu gehen. Ich blieb also hinter ihr, stieg Wilmersdorf-Friedenau gleichfalls aus, benutzte dieselbe Elektrische, aber Anhänger, und gelangte so schließlich zur Berliner Straße in Wilmersdorf unweit des Rathauses, wo die Frau dann in einem Kellerlokal eines alten, schmalen Hauses verschwand. Und über dem Eingang dieser Kaschemme stand *O. W. Schmidts Speisewirtschaft*. Mutter Schmidt hatte nun Olga Wilhelmine mit Vornamen geheißt! Mein Verdacht, die Tote lebe noch, erhielt durch dieses O. W. neue Nahrung. Ich bin eine sehr resolute Person trotz meiner Künstlerschaft. Daher hatte ich nach drei weiteren Abenden, die ich dort in der Berliner Straße zum Patrouillieren vor dem betreffenden Haus benutzte, festgestellt, dass es sich ohne Zweifel um die frühere Mutter Schmidt handelte, die jetzt hier am Ende des bebauten Straßenzugs unweit des großen Gemeinkirchhofs sich abermals etabliert hatte. Zweimal sah ich sie damals. Ihr Gang ist unverkennbar. Auch ihre Kopfhaltung. Ich konnte mich nicht täuschen. Was sollte ich tun? Ich habe lange hin und her überlegt. Dann entschied ich mich fürs Schweigen. Wozu sollte ich der Schmidt Ungelegenheiten bereiten? Sie hatte

mir manche Gefälligkeit erwiesen, mir viele Schülerinnen besorgt und mir noch mehr gute Bissen zugesteckt. Und vor der Polizei habe ich ein Grauen! Ich hätte sicher viele Vernehmungen gehabt und nur Zeit und meine behagliche Ruhe eingebüßt! So, Schraut, das sind die Erfolge meiner Erkundigungen nach Mutter Schmidt. Sie sind etwas reichhaltiger als die Ihren. Ja, man muss eben nur an der richtigen Tür anknöpfen! Von der Huttenstraße fuhr ich zunächst zum Redaktionsgebäude des *Berliner Kuriers*. Weshalb, können Sie sich wohl denken.«

»Hm, vielleicht des Briefs wegen, in dem der Unbekannte sich für 10.000 Mark erbot ...«

»Ganz recht!«, unterbrach Harst mich. »Der Brief war jedoch längst vernichtet und Neues über die Sache auch nicht zu erfahren. Dann besuchte ich die Speisewirtschaft von O. W. Schmidt, Berliner Straße 82«, erklärte Harald Harst weiter, nachdem er unsere Weingläser frisch gefüllt hatte. »Die Inhaberin saß hinter dem Schanktisch und strickte. Es waren nur zwei Leute außer mir in der Kneipe, die einen sehr sauberen Eindruck macht. Ein kleiner, magerer Buckliger bediente mich – natürlich Drewki. Ich hörte hinter einer Tür rechts vom Büfett das Rollen von Kegelkugeln. Es war also eine Kegelbahn da. Aber seltsam! Die Wirtin wies weder draußen am Eingang noch hier unten irgendwie durch eine Tafel darauf hin. Ich fragte den Buckligen. »Sie haben eine Kegelbahn? Ist sie noch für einen Abend frei?«

»Bedaure, alle Abende sind besetzt«, erwiderte er maulfaul.

Nachdem ich mein Eisbein vertilgt hatte, schob ich ab, zufrieden mit dem Erreichten. So, und nun kommen Sie an die Reihe. Vorher: Prosit!«

Ich kam an die Reihe! Ich verstand. Nun sollte ich nämlich

Harsts Ermittlungen in Beziehung zu unserem neuesten Fall bringen, zu dem Namen, dessen Inhaber niemand kannte. Inzwischen hatte ich mir bereits eine Theorie zurechtgelegt. Daher antwortete ich ohne Zögern und in der Überzeugung das Richtige getroffen zu haben: »Sie vermuten, dass die Schmidt keine Frau, sondern ein Mann ist – unser Mann! Andreas Nemo erschien ja auch zuweilen zu den Vereinssitzungen der *Kleinen Harmonie* als Frau verkleidet.«

»Nicht übel! Auch ich habe an diese Möglichkeit gedacht, lieber Schraut. Aber ich habe sie auch ebenso schnell wieder als unhaltbar verworfen. Die Kriminalpolizei wird doch fraglos Mutter Schmidt so scharf auf die Finger gesehen haben als der Gönnerin der bei ihr tagenden schweren Jungen, dass ein solches Auftreten als doppelte Persönlichkeit ausgeschlossen ist – besonders noch als Mann. Außerdem, die Mallinger hat mir gegenüber betont, welch weiches, zartes Organ und wie kleine Frauenhände die Mutter Schmidt gehabt hatte. Ich sagte zu ihr wie im Scherz: ›Vielleicht haben Sie mit einem verkleideten Kerl verkehrt, Fräulein Mallinger.‹ Da lachte sie und meinte: ›Ich als frühere Artistin am Rostocker Theater werde doch wohl Spreu vom Weizen zu scheiden wissen! Nein, eine Frau war es schon, nur eine mit einem Haufen Eigentümlichkeiten.«

Harst gähnte jetzt sehr zwanglos. Das war für mich das Signal zum Verschwinden. Wir sagten uns gute Nacht, und ich ging in meine Wohnung hinüber.

Als ich dann um 11 Uhr vormittags gerade beim Frühstück die Morgenzeitung durchsah, trat Harst sehr hastig ein.

»Tag, Schraut. Wir werden gleich Besuch bekommen. Ich bin nicht zu Hause. Sie empfangen für mich und lassen sich erzählen, was die Dame wünscht. Und den zweiten Besu-

cher hören Sie dann in Gegenwart der Dame an.«

Er blieb in meiner Wohnung. Ich ging in den Flur und wartete auf das Anschlagen der Glocke, führte die Dame dann in Harsts Arbeitszimmer.

»Herr Harst ist verreist«, sagte ich zu der bis zur Unkenntlichkeit Verschleierten. »Ich bin sein Privatsekretär und -Vertrauter und bitte mir ohne Scheu mitzuteilen, was Sie auf dem Herzen haben, falls es sich nicht gerade um eine rein persönliche Angelegenheit handelt.«

Die Dame war mit jener unaufdringlichen Eleganz gekleidet, die stets das Zeichen eines verfeinerten Geschmacks und zumeist auch das besserer Herkunft ist. Sie musste der Figur nach jung sein. Auch ihre Bewegungen verrieten dies und nicht minder ihre Stimme, obwohl alles, was sie sprach, sehr ängstlich und zögernd herauskam.

Sie war offenbar sehr enttäuscht, Harst nicht selbst ihr Anliegen vortragen zu können, wurde dann aber in dieser Beziehung durch meine Versicherung beruhigt, ich würde ihn umgehend schriftlich benachrichtigen.

»Ich kenne die originelle Geschichte der Wette im Universum-Klub aus den Zeitungen«, hatte sie das Gespräch eröffnet.

»Mein Name tut nichts zur Sache. Ich habe verschiedene Gründe, ihn zu verschweigen. Nur wenn Herr Harst darauf bestehen sollte, dass ich ihn nenne, werde ich ihm allein anvertrauen, wer ich bin. Ich will mich kurzfassen. Ich habe einen Bekannten ...« Sie unterbrach sich, fragte hastig: »Ist jemand dort im Nebenzimmer? Mir war, als hörte ich ein leises Geräusch.«

»Es ist niemand dort, meine Gnädige. Aber zu Ihrer Beruhigung kann ich ja nachsehen.« Ich betrat die Bibliothek.

Links neben der Tür stand Harst, legte den Zeigefinger auf die Lippen und nickte mir mit einem so merkwürdigen Gesichtsausdruck zu, dass ich sofort ahnte, welche Bedeutung er diesem Besuch beimaß, denn er hatte gleichzeitig die linke Hand erhoben und sie ganz schmal gemacht, ganz klein. Und die Dame hatte auffallend kleine Hände.

»Wir brauchen keinen Lauscher zu fürchten, meine Gnädige«, erklärte ich und setzte mich wieder.

Sie fuhr trotzdem mit leiserer Stimme fort, indem sie ängstlich zum türkischen Vorhang blickte, der die Bibliothek vom Arbeitszimmer trennte.

»Dieser Bekannte ist ein junger Bildhauer. Er wohnt in Charlottenburg in der Heykingstraße am Bahnhof in einem Atelier. Er heißt Erwin Bruckner. Seit acht Tagen ist er spurlos verschwunden.«

Ich merkte, sie kämpfte mit den Tränen. Bruckner war ihr daher wohl mehr als nur ein Bekannter.

»Ja, spurlos verschwunden, Herr Schraut. Seine Aufwärtlerin hat mir nun sehr originelle Nebenumstände mitgeteilt, die dieses Verschwinden in ein besonderes Licht rücken. Ich möchte noch betonen, dass, falls Bruckner nur verreist wäre, er mir dies vorher unbedingt gesagt hätte. Seine Aufwärtlerin ist eine brave Frau namens Mitzel. Sie hat mir versprochen, meinen Namen zu verschweigen, falls Herr Harst sie persönlich noch ausfragen würde. Ich halte dies aber nicht für notwendig. Ich kann alles wortgetreu wiedergeben, was die Mitzel mir berichtet hat. Heute vor acht Tagen kam sie wie immer, sie hat einen eigenen Flurschlüssel, ins Atelier, fand im Wohnzimmer den Schlafdiwan nicht wie sonst mit Betten belegt und dann auf dem Schreibtisch im Atelier einen Zettel von Bruckners Hand: *Nicht etwa die Polizei benach-*

*richtigen, falls ich länger ausbleibe.* Sie räumte wie immer auf und tat dies auch am nächsten Tag. Am dritten Morgen nach Bruckners Verschwinden wollte die Mitzel, die eine Treppe tiefer noch eine Aufwartestelle im Haus hat, wo sie von 8 bis 9 ist, gerade nach oben ins Atelier gehen, als sie das ihr bekannte Klirren der Scheiben beim Schließen der Flurtür Bruckners hörte, die etwas lose sind und beim Schließen der Tür sich stets melden. Gleich darauf kam sehr eilig eine einfach gekleidete rothaarige Frau die Treppe herunter, die beim Anblick der Mitzel stutzte und dann noch hastiger das Haus verließ. Die Aufwärterin war leider nicht geistesgegenwärtig genug, die Frau anzuhalten oder ihr nachzulaufen. Nachher entdeckte sie dann, sonst war im Atelier alles unverändert, auf dem Schreibtisch einen neuen Zettel mit folgendem Inhalt: *Ich bleibe länger aus, etwa zehn, falls nicht Nachricht.* Dies sollte wohl heißen: *etwa zehn Tage, falls nicht andere Nachricht von mir eintrifft.* Wenigstens deutete ich diesen Depeschestil so. Ich habe beide Zettel mitgebracht. Der erste ist mit Tinte geschrieben, der zweite mit Bleistift, aber beide stammen von Erwin – von Bruckner. Sie entnahm die zusammengefalteten Zettel ihrem Handtäschchen und reichte sie mir. »Seitdem hat sich nichts mehr ereignet. Aber gerade dies ängstigt mich. Bruckner hatte mich niemals so lange ohne eine Mitteilung gelassen – niemals! Er weiß, dass ich mich um ihn sorgen würde. Und die fremde, rothaarige Frau, was hatte die in seiner Wohnung zu suchen? Woher hatte sie den Schlüssel? Ach, ich fürchte ja nur zu sehr, dass hier ...« Jetzt konnte sie die Tränen nicht länger zurückhalten.

Ich trat an das Fenster und ließ ihr Zeit, sich wieder zu fassen. Da klingelte es draußen. Ich ging öffnen. Harst stand

vor mir, Harst in derselben Maske, die er als Michael Schrammels Diener benutzt hatte. Er musste sich in seinem Schlafzimmer sehr schnell umgezogen und Bart und Perücke befestigt haben.

Nun begriff ich: Er selbst war der zweite Besucher, den er mir angekündigt hatte.

Wir gingen ins Arbeitszimmer. Ich ahnte, was kommen würde.

Harst hatte sich als Rentier Friedrich Lehmann vorgestellt, saß nun so recht verschüchtert auf der Stuhlkante und stotterte: »Die Dame erlaubt wohl, dass ich erkläre, weshalb ich Herrn Harst sprechen wollte. Ich möchte ihm etwas über den Einbrecherkönig, den sogenannten Andreas Nemo, erzählen ...«

Ich beobachtete unseren weiblichen Gast scharf. Aber der Name Nemo ging spurlos an ihr vorüber.

»Der ... der Nemo ist nämlich mit einer Frau Schmidt befreundet ...«, fuhr Lehmann fort.

Ich beobachtete weiter. Wieder nichts! Die Dame verriet sich nicht.

Da gab Harst diese Probe aufs Exempel auf und ging direkt auf sein Ziel los.

»Diese Frau Schmidt ist jetzt hier«, sagte er erhobenen Tones. »Sie sind es, meine Gnädige. Sie, und ich bin Harald Harst!«

Der Erfolg war ein sehr unerwarteter. Die Dame war erst aufgesprungen und halb erschrocken einen Schritt zurückgetreten. Nun aber erklang hinter dem vierfachen weißen Schleier ein harmloses kurzes Auflachen hervor. Dann der Satz: »Das ist sehr originell! Ich begreife nichts von alledem, Herr Harst ...«

»Sie besitzen mehr Geistesgegenwart, als ich glaubte«, meinte er gelassen. »Sie sind jene Frau, die unter dem Namen Schmidt allerlei lichtscheue Dinge treibt. Sie haben auffallend kleine, schmale Hände, eine sehr angenehme weiche Stimme, tragen den Kopf etwas nach links geneigt, begleiten Ihre Worte mit der Linken mit kurzen Gesten, haben eine Vorliebe für den Ausdruck originell. All das sind Kennzeichen der Schmidt, die wahrscheinlich im Auftrag eines anderen hierhergekommen ist und eine schlaue erfundene Geschichte erzählt hat, nur um ...«

Da – abermals das harmlose Auflachen. Nun hob die Dame den Schleier. Darunter kam ein junges, liebreizendes Gesicht zum Vorschein, dessen Besitzerin kaum die Zwanzig erreicht haben konnte.

Ich schaute schnell nach Harst hin. Der stand geradezu sprachlos da.

Dann sagte er mit tiefer Verbeugung: »Verzeihen Sie. Auch ein Harald Harst kann sich irren.«

Eine Viertelstunde darauf verließ Zenta Brixen uns.

Sie hatte Harst sehr bald ihren Namen genannt.

Harst legte Bart und Perücke ab, wanderte langsam im Zimmer auf und ab. »Ein merkwürdiger Reinfeld Schraut, nicht wahr?«, sagte er nach einer Weile. »Als ich Fräulein Brixen vom Fenster aus sah, wie sie so zögernd auf unser Haus zusteuerte und es von oben bis unten betrachtete, witterte ich sofort die Ratsuchende in ihr. Dann bemerkte ich die Kopfhaltung die kleinen Händchen. Nachher sah und hörte ich noch das andere. Da glaubte ich, meiner Sache sicher zu sein, glaubte, dass die mir geradezu unerklärliche Unvorsichtigkeit Kammlers oder eines anderen der Wettgegner diesen Besuch herbeigeführt hätte.«

Er nahm den Berliner Kurier vom Tisch. »Hier steht: *Die Millionenwette. Wie wir zufällig in Erfahrung gebracht haben, soll Harald Harst als nächste Aufgabe die Person des geheimnisvollen Andreas Nemo ermitteln. Wir wünschen ihm viel Glück zu* – und so weiter. Bedenken Sie, Schraut, dass Kammler mir fest versprochen hatte, die Aufgaben sollten fernerhin streng vertraulich behandelt werden. Sie werden einsehen, dass ich heute Morgen nach Durchsicht der Zeitung sofort zur Redaktion fuhr und vom betreffenden Redakteur Aufschluss darüber erbat, wie das Blatt von der neuen Aufgabe Kenntnis erlangt hätte. Er schützte Berufsgeheimnis vor. Ich hatte kaum etwas anderes erwartet. Dann war ich im Klub. In zehn Minuten hatte ich den Klubdiener herausgefunden, der Kammler und zwei andere Mitglieder bei einem Gespräch über Nemo und mich belauscht und der sich von der Redaktion fünfzig Mark für die grobe Indiskretion hatte bezahlen lassen. Der Mann ist in Not. Seine Frau krank. Ich habe Verständnis für seine traurige Lage. Er bleibt im Klub.«

»Wie viel Geld haben Sie ihm noch geschenkt?«, fragte ich schnell.

»Das geht Sie nichts an, Schraut. Ich verbitte mir solche Fragen ...«

Aha – er wurde böse, weil er nicht wollte, dass ich sein gutes Herz von Neuem pries.

»Ich nahm also an«, sprach er dann weiter, indem er am Fenster die beiden Zettel Bruckners betrachtete, »auch Nemo, den ich in wahren Einverständnis mit der mysteriösen Mutter Schmidt vermutete und auch noch jetzt vermute, hätte diese jüngste Notiz über die Millionenwette gelesen und die Schmidt hergeschickt, um durch sie feststellen zu lassen, ob wir schon an der Arbeit wären und ob etwa die

Erwähnung einer rothaarigen Frau durch diese Abgesandte bei mir ein besonderes Interesse für diese Frau hervorrufen würde. Fräulein Zenta Brixen bezeichnete ja die Frau auf der Treppe als rothaarig und einfach gekleidet. Dies genügte mir zu der verfehlten Schlussfolgerung, dass die Verschleierte uns nur ein Märchen aufband und lediglich herausbringen wollte, ob wir schon auf das Lokal in der Berliner Straße und seine Inhaberin aufmerksam geworden wären. Ich habe mich diesmal gründlich verhauen, so gründlich wie noch nie. Zenta Brixen hatte allen Grund zum Lachen, als ich die große Überführungsszene spielte, was ich ohne Schaden für uns tun zu können glaubte, da Nemo ja doch bereits durch die Zeitungsnotiz vor uns gewarnt ist.«

Er ließ sich in den Ledersessel am Fenster fallen und strich die beiden Zettel auf seinem Schenkel glatt. »Wenn wir diesmal den verlangten Erfolg erzielen«, sagte er nun mit jenem geistesabwesenden Gesichtsausdruck, der stets bewies, dass seine Gedanken schwierige Pfade wandelten, »dann lege ich Ihnen fünfzig Mark monatlich zu, lieber Schraut. Ich fürchte aber, Sie werden diese fünfzig Mark nie sehen und ich werde meine Million und meine Tagesberühmtheit durch einen Versager verlieren. Jetzt, wo dieser Mensch, der sich selbst als Niemand bezeichnet hat, mich als Gegner kennt, wird er sich noch unsichtbarer machen, als er es schon vordem gewesen ist.«

Er holte seine goldene Zigarettendose vom Schreibtisch und schob eine Mirakulum zwischen die Lippen. Als er das Streichholz anstrich und dem Knistern des sich entzündenden Köpfchen die kleine Flamme folgte, rief er ganz unvermittelt: »Schraut, das Streichholz blitzte eben auf und gleichzeitig in mir ein Gedanke, der wert ist, nachgeprüft zu wer-

den.«

Ich wusste schon, dass ich über diesen Geistesblitz jetzt nichts zu hören bekommen würde. So machte Harst es ja immer mit mir: Mitarbeiter war ich, aber nie Mitwisser, sondern stets nur Späterwisser!«

Und so war es auch.

»Schraut, wir wollen mal jetzt schnell wiederholen, was wir über und von Zenta Brixen wissen«, sagte er, bereits wieder in seiner bedächtigen, grüblerischen Art. »Vater Rentner wohlhabend, Witwer, Fünfstübchenwohnung in der besten Gegend, Kalckreuthstraße 12. Zenta einziges Kind. Sie lernt bei Bekannten den Bildhauer, eine ganz unbekannte Größe in sehr bescheidenen Vermögensverhältnissen, kennen. Da der alte Herr sehr strenge Einsichten über Verkehr zwischen Jung und Jung hat, da er Zenta vor dem 25. Lebensjahr nicht heiraten lassen will und alle jungen Leute aus ihrer Nähe weggrault, folgen mit Bruckner heimliche Stelldichens, folgen Liebesschwüre und so weiter. Dann verschwindet dieser Bruckner. Nun wird es interessant. Ich denke dabei sowohl an die rothaarige fremde Frau als auch an die Zettel – an diese ganz besonders. Nehmen wir sie daher zuerst unter die Lupe – im wahrsten Sinne des Wortes. Reichen Sie mir doch mal bitte mein Vergrößerungsglas. Nein, besser das kleine Mikroskop. Ich schneide jetzt aus den Wörtern des zweiten Zettels, den doch vermutlich die rothaarige Frau in das Atelier gebracht hat, einen einzelnen Buchstaben heraus und lege ihn unter das Mikroskop. Aha – kommen Sie her, Schraut. Was sehen Sie?«

»Dass in dieser fünfzigfachen Vergrößerung dieser Buchstabe N nicht aus glatten, in einem Schwung hingeworfenen Schleifen, sondern aus Wellenlinien sich zusammensetzt.

Mithin handelt es sich um eine Fälschung der Schrift Bruckners, allerdings um eine Fälschung, die nur durch diese Vergrößerung erkennbar wird.«

»So? Nur durch diese Vergrößerung?« Harst stand dicht neben mir mit der Zigarette im Mundwinkel, die beim Sprechen auf und ab wippte. Er, der auf äußere Formen so sehr viel gab, ließ sich nur mir gegenüber zuweilen etwas gehen und erlaubte sich, die Zigarette zwischen den Lippen zu behalten, doch nur dann, wenn seine Gedanken durch seine über alles geliebte Detektivarbeit mit all ihren tausend Feinheiten restlos in Anspruch genommen waren.

Ich schaute ihn fragend an, nahm dann die beiden Zettel und besichtigte sie nochmals mit größter Sorgfalt, konnte aber nichts entdecken, was mit bloßem Auge darauf hingedeutet hätte, dass der zweite gefälscht war.

»Ich vermag wirklich nichts zu bemerken, woraus ...« Ich kam mit diesem zögernden Satz nicht zu Ende.

»Lieber Schraut«, sagte Harst eifrig, »fällt Ihnen denn nicht auf, wie merkwürdig das Deutsch des zweiten, mit Bleistift geschriebenen Zettels ist? Hatte der Fälscher dieses Zettel wirklich die Absicht, nebenbei noch einen sogenannten Depeschestil vorzutäuschen? *Ich bleibe länger aus, etwa zehn, falls nicht Nachricht*, steht hier. Nun, etwa zehn ist doch reichlich unklar. Weshalb fügte er nicht wenigstens noch Tage hinzu? Oder Wochen? Na, Schraut, haben Sie es nun herausgefunden?«

Leider musste ich verneinend den Kopf schütteln. Da rief Harst: »Aber, aber, wie kann man nur! Ich habe Sie doch schon mit der Nase darauf gestoßen! Doch als Lehrer soll man Geduld haben. Sie sollen ja von mir lernen. Ich lese Ihnen also den Inhalt der Zettel ganz langsam vor. Nummer

eins, der echte:

Nicht etwa die Polizei benachrichtigen, falls ich länger ausbleibe.

Nummer zwei, der gefälschte:

Ich bleibe länger aus, etwa zehn, falls nicht Nachricht.

Na, Schraut?«

»Sie haben einen recht unbegabten Schüler, Herr Harst«, sagte ich kläglich.

»Sollte ich denn wirklich eine ausgesprochene Begabung für derartige fast selbstverständliche Beobachtungen besitzen? Woher habe ich sie geerbt? Mein Vater war Tischlermeister, dann Holzhändler und Millionär. Auch von Mutterseite her finden sich in meinem Stammbaum nur Bäcker, Fleischer und ein einziger Künstler – ein Haarkünstler, ein Frisör! Gut denn. Die Sache ist folgende: Der Fälscher des zweiten Zettels kann als Vorlage für seine Schriftversuche nur den Zettel Nr. 1 zur Verfügung gehabt haben, denn er hat fast sämtliche Wörter von Nr. 1 natürlich in anderer Reihenfolge zusammengestellt, da er sich eben nicht zutraute, andere Wörter ohne Vorlage genau genug nachahmen zu können. Zu diesem zehn fand er in Polizei das notwendige z. Diese Wiederholung derselben Wörter sagte mir schon vor der Benutzung des Mikroskops, dass die Bleistiftnachricht nicht von Bruckner stammte.«

Ich hatte ja bereits von Harsts Scharfsinn genügend Beweise erhalten. Aber diese verblüffend einfache Erklärung entlockte mir trotzdem ein begeistertes »Glänzend!«

»Na, na, lieber Schraut, machen Sie mich nicht eitel. Glänzend, das können Sie sagen, wenn wir den Herrn Andreas Nemo wirklich am Kragen haben, was vorläufig noch recht aussichtslos erscheint. Doch nun weiter. Zunächst der Bild-

hauer. Wir wissen so gut wie nichts von ihm. Nur dass er eines Tages einen Zettel auf seinen Schreibtisch legte und dann verschwand. Der Zettel war sowohl für seine Aufwärtin Mitzel als auch für Zenta Brixen bestimmt. Bruckner rechnete damit, dass seine heimliche Verlobte sich bei der Mitzel nach ihm erkundigen würde. Er hat Zenta inzwischen keinerlei Nachricht gegeben. Was geht aus alledem hervor? Folgendes: Er verließ damals sein Atelier mit dem Gedanken, dass er vielleicht gezwungen sein würde, längere Zeit die Mitzel und seine Verlobte ohne Nachricht zu lassen. Er verließ es aber auch zu einem offenbar etwas geheimnisvollen Zweck, über den er selbst Zenta Brixen nichts verraten konnte oder wollte. Über diesen Zweck nachzugrübeln, ist unnötig. Wir wären da nur auf bloße Vermutungen angewiesen. So, und nun die rothaarige Frau und die gefälschte Nachricht. Beide sind sehr bedeutungsvoll, erzählen uns einen kleinen Roman, der vielleicht tragisch endet oder geendet hat. Können Sie hier Ihre Fantasie etwas spielen lassen, Schraut? Sie haben doch nun begonnen, unsere kleinen Erlebnisse mit leidlichem Geschick aufzuzeichnen. Ein Schriftsteller ohne Fantasie ist wie ein Wagen ohne Pferde. Also, schießen Sie los.«

Dieses Mal war ich weniger begriffsstutzig. »Die Frau, die sich in das Atelier eingeschlichen hatte und den gefälschten Zettel hinlegte, kam in der Absicht, Bruckners Verschwinden noch eine Weile sozusagen zu bemänteln«, begann ich mit ziemlicher Bestimmtheit. »Sie wusste also, dass der Bildhauer nicht in der Lage war, der Mitzel oder seiner Braut eine Mitteilung zu senden. Bruckner ist also entweder irgendwo schwer erkrankt oder wird irgendwo gewaltsam zurückgehalten, falls er nicht gar bereits tot ist.«

»Bravo, bravo, lieber Schraut! Ich hätte dies nicht besser machen können – tatsächlich! An uns wird es nun sein, diese drei Möglichkeiten – krank, gefangen oder tot – nachzuprüfen, genauso, wie wir feststellen müssen, ob hier etwa ein merkwürdiger Zufall mitspielt und die Rothaarige vielleicht gar unsere Mutter Schmidt ist. Schließlich noch, wie Zettel Nummer eins dieser Rothaarigen oder deren Mitwisser zur Vornahme der Fälschung von Nr. 2 zugänglich geworden ist. Letzteres ist außerordentlich wichtig. Zenta Brixen hat uns erklärt, sie hätte Zettel Nr. 1 am dritten Tag nach Bruckners Verschwinden an sich genommen. Mithin hätte die Mitzel, die Aufwärterin, reichlich Zeit gehabt, anderen Leuten, von denen sie vielleicht bestochen war, den Zettel Nr. 1 zum Zweck der Herstellung von Nr. 2 zu überlassen.«

»Aha – die Mitzel! Der müssen wir ...«

Harst schlug mir leicht auf die Schulter. »Aber bester Schraut, schon wieder ein Fehler! Die letzten Sätze waren eine Falle für Sie! Ich bitte Sie: Der Mitzel als Aufwartefrau mit eigenem Schlüssel standen doch fraglos genug Schriftproben Bruckners – Briefe, Notizen und so weiter – zur Verfügung, die sie den Fälschern hätte aushändigen können, so dass diese nicht nötig gehabt hätten, in Nr. 2 dieselben Wörter aus Nr. 1 nachzumalen! Nein, die Mitzel scheidet als mit im Komplott befindlich aus. Wir müssen sie nur über die Rothaarige näher ausfragen, was Zenta Brixen versäumt hat.«

Er begann wieder im Zimmer mit gesenktem Kopf auf und ab zu gehen. »Ein sehr unangenehmer Zwischenfall, dieser Verrat unserer jetzigen Aufgabe und deren Preisgabe an die Öffentlichkeit«, murmelte er. »Nun hätte ich mir das Angebot an den Menschen, der für 10.000 Mark Nemo-Geheim-

nisse ausplaudern wollte, schenken können.« Er nahm den Berliner Kurier vom Schreibtisch. »Hier steht das, was ich soeben andeutete: 20.000 Mark verspricht ein Privatmann dem zu zahlen, der über den sogenannten Einbrecherkönig Andreas Nemo ihm nähere Angaben machen kann. Ja, Schraut, Sie sehen, ich habe versucht, auf diese Weise mich mit dem Absender jenes an die Redaktion gerichteten Schreibmaschinenbriefes in Verbindung zu setzen. Was hilft das jetzt alles, wo Nemo vor uns gewarnt sein dürfte? Wir werden all unsere Erfindungsgabe nun mehr aufzubieten haben, um unsere Nachforschungen in ein tiefes Dunkel zu hüllen, sonst werden wir ... Ah, ein Depeschbote! Gehen Sie, nehmen Sie ihm die Depesche ab, Schraut.«

Es war nur ein Rohrpostbrief. In dem Umschlag, dessen Anschrift mit Maschine geschrieben war, steckte ein Zettel, auch mit Maschine geschrieben:

*Herr Harst!*

*Ich rate Ihnen, sofort Ihre jetzige Aufgabe und Ihre Ermittlungen nach mir fallen zu lassen. Sollte ich merken, dass Sie Ihre Versuche, mich zu finden, fortsetzen, so haben Sie selbst an den Folgen Schuld.*

*Andreas Nemo.*

Harst hatte mir dies vorgelesen. »Eine Kampfansage, Schraut!«, bemerkte er. Seine grauen Augen flammten auf.

»Herr Andreas Nemo, wenn Sie wüssten, dass ich Sie eigentlich schon entdeckt habe, würden Sie mir nicht so plump drohen!«

Ich war starr. Eigentlich schon entdeckt habe, hatte Harald Harst gesagt! Und Redensarten machte er nie.

Ich wollte etwas fragen, wollte bitten, dieses eigentlich ... mir zu erklären.

Doch Harst rief schon: »Schraut, telefonieren Sie an Sanitätsrat Müller, unseren Hausarzt. Ich habe eine Lungenentzündung, bin schwer krank. Ich lege mich sofort ins Bett ...«

Frau Harst, ebenso die alte, zuverlässige Köchin und Karl Malke wurden sogleich in die besondere Art dieser Erkrankung eingeweiht. Dann hielten wir Kriegsrat: Harst, der Junge und ich. Es war mehr ein Verteilen der Rollen, der dem nun folgenden ernstesten Kampf gegen einen Namen. Harst wies Karl und mir unsere besonderen Aufträge zu. Es war ein Genuss, zuzuhören, wie er seine Hilfstruppen ins Gefecht beorderte.

Ich hatte gehofft, aus diesen seinen Befehlen entnehmen zu können, wer nun eigentlich unser Gegner wäre. Umsonst! Harsts Dispositionen ließen keine weitergehenden Schlüsse zu.

### 3. Kapitel

Nach einer Stunde erschien der Sanitätsrat, ein mittelgroßer Herr mit graumeliertem Bart und goldenem Kneifer auf der etwas verdächtig rot schimmernden Nase. Harst empfing ihn in meiner Gegenwart im Bett.

»Herr Sanitätsrat, ich bin gesund wie ein Fisch im Wassers«, sagte er. »Ich brauche Sie aber, um ungesehen, besser unerkannt, das Haus verlassen zu können, das fraglos scharf bewacht wird. Auf Ihre Verschwiegenheit kann man Wolkenkratzer bauen, bester Doktor. Das weiß ich ...«

Ich musste dann aus unserem Theaterschrank, wie Harst

ihn nannte, alles Nötige herbeiholen. Harst zog Müllers Kleider an, setzte den Zylinder auf und nahm dessen Kneifer und Rock, nachdem er sich von mir Bart, Perücke und die sonstige Maske hatte anlegen lassen, wobei auch Schminke verwendet wurde. Dann ging er zur Probe zu seiner Mutter nach oben, verabschiedete sich auch gleich von ihr und ließ sich von mir nun bis an die Pforte des Vorgartens begleiten. Dort spielte er den Sanitätsrat mit aller Würde, griff leicht an den Zylinder und schritt die Blücherstraße hinab.

Nach zwei Stunden kam ein Dienstmann mit einem großen Karton. Darin lagen Müllers Sachen. Und gleich darauf verließ ein zweiter Sanitätsrat das Haus, während der erste, der sich inzwischen – dies erzählte mir Harst später – in einem Kleiderladen neu ausgestattet hatte, bereits die Jagd auf den Namen eifrig betrieb.

Nun war es an mir, unbemerkt aus der Blücherstraße zu verschwinden. Ich ging in den Vorgarten und mähte den Rasen mit der Maschine. Dabei schaute ich scharf nach irgendwelchen Leuten aus, die vielleicht als Spione in Betracht kamen. Dem Harst'schen Grundstück gegenüber lag ein Bauplatz mit einem hohen Bretterzaun. Hinter diesem Zaun konnte sehr gut jemand verborgen sein, jemand, der im Auftrag Nemos handelte. Ich entschloss mich dann, einen alten Trick anzuwenden. Ich machte mich ohne Verkleidung auf den Weg, fuhr mit der Straßenbahn bis zum Kaufhaus des Westens, ging hinein und schlüpfte in einen sofort nach oben fahrenden Fahrstuhl, stieg im 2. Stock aus und eilte durch einen Seiteneingang wieder auf die Straße. Nun war ich sicher, dass niemand mehr hinter mir her sein konnte. Bei Wertheim in der Leipziger besorgte ich dann meine Einkäufe. Arbeiterbluse, billigen Anzug, Flanellhemd und so

weiter. Auch eine Perücke und Bärte in verschiedener Farbe sowie einen billigen Koffer vergaß ich nicht. Als Umkleide-  
raum diente mir eine Zelle des Waschraums des Potsdamer  
Bahnhofs. Als ich etwa um zwei Uhr nachmittags in der Ber-  
liner Straße in Wilmersdorf anlangte und mich nun in der  
Nähe der Speisewirtschaft der O. W. Schmidt nach einer  
Schlafstelle umsah, hätte selbst Harst mich wohl kaum er-  
kannt.

Ich hatte Glück. Gerade O. W. Schmidt gegenüber vermie-  
tete in einem älteren Haus eine schmierige Alte namens  
Runke möblierte Zimmer. Eins davon war noch halb frei,  
das größte. Es war durch zwei Schränke und einen Wand-  
schirm in der Mitte geteilt. Links wohnte ein Straßenh-  
ändler, wie mir die Runke sagte, ein alter, ruhiger Mann. Die  
rechte Hälfte wurde mein Quartier. Ich hieß jetzt Karl Schulz  
und war Tischlergeselle, aus Stettin zugereist.

Um vier Uhr hatte ich die Mitzel glücklich in ihrer Woh-  
nung allein vor mir. Da Zenta Brixen uns die Frau als durch-  
aus vertrauenswürdig geschildert hatte, ging ich direkt auf  
mein Ziel los. Zwanzig Mark machten ihr Gedächtnis noch  
reger. So erfuhr ich denn so manches über Erwin Bruckner,  
das nicht gerade sehr für ihn sprach. Der Mitzel tat Zenta  
sehr leid, weil der Bildhauer sie mit allerlei fragwürdigen  
Damen betrog. Er sollte auch oft wüste Gelage in seinem  
Atelier veranstalten, verstand jedoch seinen Leichtsinn vor  
der Außenwelt schlau zu verbergen. Über die Rothaarige  
wusste die Mitzel nicht viel anzugeben. Immerhin konnte  
hier die mysteriöse Mutter Schmidt wieder einmal eine recht  
eigenartige Rolle gespielt haben - konnte! Sicher war es  
nicht. Dann führte die Mitzel mich ins Atelier. Ich wühlte  
dort alles durch. Ich fand in einer Schublade Verschiedenes,

das darauf hindeutete, der Bildhauer hätte sich gleichfalls als Verkleidungskünstler versucht. Hierauf fuhr ich zum Zoologischen Garten. Dort sollte ich mich um sieben Uhr mit Karl Malke treffen, der aber erst mit einer halben Stunde Verspätung eintraf. Er hatte unser Haus in der Blücherstraße durch das Nachbargrundstück nach hinten verlassen und war gleichfalls im Kostüm - als Postaus Helfer. Wir setzten uns in die Bauernschenke, aßen auf Harsts Kosten gut zu Abend und tauschten unsere Erlebnisse aus. Er war zuerst bei der Gesangslehrerin Mallinger in der Huttenstraße mit einem Brief des Papierladeninhabers Lehmann gewesen. Im Umschlag hatte auch ein 100-Mark-Schein gesteckt, wie ich wusste. Die Mallinger hatte daraufhin Karl die einzige Fotografie mitgegeben, die sie von Mutter Schmidt besaß, und hatte feierlich Schweigen wie das Grab gelobt. Von ihr war unser kleiner Gehilfe mit einem zweiten Brief zum Polizeipräsidium am Alexanderplatz gefahren, fand jedoch den Harst recht gut bekannten Kriminalwachtmeister Schilling nicht an und musste zu dessen Privatwohnung. Schilling - wir hatten ja mit ihm im Fall Schmiedicke - *Mord im Sonnenschein* zusammengearbeitet - erklärte, er würde bis morgen die von Harst erbetene Auskunft fertigstellen. Karl sollte das versiegelte Schreiben dann abholen.

Gegen neun verließen wir den Zoo. Karl begab sich dann heim, während ich in der Invalidenstraße ein mir von früher her noch recht vertrautes Café besuchte, wo sehr viele Vertreter der Gaunerzunft verkehrten, der auch ich mal leider angehört habe. Meine Hoffnung erfüllte sich. Ich saß bald mit einem ehemaligen Freund zusammen an einem Tisch und spielte den Noblen. Wir unternahmen später eine Bierreise, und ich landete schließlich mit dem bereits halb erle-

digten Gamaschen-Fritz - er trug stets hellgraue Gamaschen über den Lackstiefeln - in einer Taxe vor der Speisewirtschaft von O. W. Schmidt. Harst hatte mir nämlich geraten, mit einem früheren Kollegen und nicht allein dort einzukehren, das würde weniger auffallen, harmloser aussehen.

Aber über dem Eingang von O. W. Schmidt hing jetzt ein Stück Pappe mit der blauen Aufschrift *Vorläufig geschlossen*.

Das war ein Reinform! Das bestätigte meines Erachtens aber auch Harsts Annahme, dass zwischen der zählebigen Mutter Schmidt und dem Herrn Niemand recht nahe Beziehungen bestehen müssten. Heute war Nemos Drohbrief gekommen, heute früh hatte die Zeitung Harsts neue Aufgabe preisgegeben, und nachts  $\frac{3}{4}$  11 fand ich nun das Lokal geschlossen, das, als ich bei der Runke das halbe Zimmer belegte, noch offen gewesen war!

Das war fatal! Ich hatte ja gerade dort Stammgast werden sollen! Ich schickte den nun überflüssigen Gamaschen-Fritz heim und suchte meine neue Behausung auf. Mein Zimmergenosse war noch nicht da. Ich setzte mich an mein Tischchen und las bei der Petroleumlampe die drei Abendzeitungen, die ich mir gekauft hatte. Ich wollte mir den Mann, der mein Quartier teilte, doch erst ansehen, bevor ich schlafen ging. Um zwei Uhr morgens etwa nickte ich in meinem alten, aber bequemen Korbstuhl ein. Als ich erwachte, war es draußen bereits hell. Auf den Zeitungen lag ein mit Bleistift geschriebenen an mich gerichteter Brief, das heißt: an Herrn Tischler Karl Schulz. Es war Harsts Schrift. Und auf dem Briefbogen stand: *Wecken Sie mich um acht*. Weiter nichts.

Wecken Sie mich! Ich überlegte. Konnte es denn sein, konnte mein Schlafgenosse drüben wirklich Harst sein?

Harst wusste, dass ich die Fähigkeit besaß, gerade dann munter zu werden, wie ich es mir vorm Einschlafen vorgenommen hatte. Es musste Harst sein! Ich schlüpfte in das Bett, das sauberer war, als die schmierige Runke voraussehen ließ.

Und um acht Uhr morgens schlich ich um die Scheidewand herum und fand meinen Nachbar aufrecht im Bett sitzen. Er hatte ganz entfernte Ähnlichkeit mit Heinrich Hinkel, dem Diener Schrammels. Er legte den Finger auf die Lippen und deutete auf die verstellte Tür zum Nebenzimmer.

Wir flüsterten nur. Ich erstattete Bericht über den gestrigen Nachmittag und Abend.

»Ich werde heute nicht ausgehen, jedenfalls nicht, bevor ich Schillings Schreiben gelesen habe«, meinte Harst. »Finden Sie sich dann gegen acht Uhr abends vor dem Haus Kalckreuthstraße 12 ein. Ich möchte feststellen, ob Zenta Brixen von irgendwelchen Leuten beobachtet wird.«

Dass dieses Beobachten Schwindel war, merkte ich dann abends, als Harst mit einer ganzen Leibwache anrückte.

Ich fragte, ob er wirklich gleichfalls erst gestern hier eingezogen wäre. Er nickte.

»Ich habe der Runke geraten, das vor Anwärtern auf die andere Zimmerhälfte zu verschweigen, lieber Schraut. Ich sah Sie nämlich die Straße entlangkommen, als ich gerade hier ins Haus wollte. Ich ahnte, dass Sie gleichfalls bei der Runke nachfragen würden. Und da sagte ich ihr, sie würde die zweite Hälfte leichter vermieten, wenn sie so täte, als wäre ich schon längere Zeit bei ihr.«

Dann langte er seine schäbige Jacke vom Stuhl, nahm eine Blechschachtel zur Hand und eine seiner Mirakulum heraus und legte das Portrait der Mutter Schmidt hinein, der er nur

einen flüchtigen Blick geschenkt hatte, als ich sie ihm reichte. Er rauchte nun mit jenem Behagen, das nur ein so leidenschaftlicher Zigarettenraucher wie er empfinden kann.

Nach einer Weile bemerkte er: »Bis auf Kleinigkeiten ist ja nun überhaupt alles so ziemlich klar, lieber Schraut. Ich hätte nie gedacht, dass wir so viel Glück haben würden - mehr Glück als Verstand, könnte man sagen. Die Riesendummheit mit dem zweiten Zettel war am verhängnisvollsten. So, nun spielen wir wieder die einander Fremden. Ich werde nochmals einzuschlafen versuchen. Ich musste in der verflossenen Nacht zwei volle Stunden zusammengekrümmt wie ein sitzender Frosch dahocken. Alle Knochen tun mir weh. Also abends gegen acht Uhr - Wiedersehen, Schraut.«

#### 4. Kapitel

Wenn ich an den Ausgang unserer damaligen Jagd auf den Namen zurückdenke, überläuft es mich noch heute kalt.

Das arme, bedauernswerte, so schmachlich betrogene Geschöpf mit den weit aufgerissenen, entsetzlich halb irren Augen werde ich nie vergessen. Ich schreibe diese Erinnerungen nicht gern nieder. Wenn ich diesem Kapitel trotzdem eine bis ins einzelne gehende Fassung gebe, so geschieht es nur, weil ich mich später bei zwei anderen Problemen Harsts nochmals mit jener Persönlichkeit - ich muss sagen leider - beschäftigen werde, die in den Zeitungen nicht zu Unrecht als ein verbrecherisches Genie ersten Ranges bezeichnet worden ist.

Ich hatte bis nachmittags nichts zu tun. Mittags traf ich mich mit Karl wieder im Zoo, dieses Mal am Zwinger der

gelehrigen Schimpansin Missy. Karl erzähle mir, dass morgens zwei Leute von der Gasanstalt unser Haus in der Blücherstraße eines angeblich undichten Rohres wegen hätten von oben bis unten untersuchen wollen. Er hätte aber Frau Harst noch rechtzeitig einen Wink gegeben, dass ihm die Kerle wie Spione aussähen. Als Frau Harst ihnen dann erklärt hätte, sie würden auf dem Hauptbüro telefonisch anfragen, ob die Untersuchung wirklich nötig wäre, da verdufteten die beiden schleunigst, Herr Schraut. Ich wollte hinter ihnen her. Aber sie hatten an der Ecke Burlacher Straße ein Auto zu stehen und fuhren davon. Natürlich wollten sie nur nachsehen, ob Herr Harst und Sie daheim wären. Nachher holte Karl den Bericht von Schilling ab und händigte ihn mir aus.

Als ich ihn dann bei der Runke in unserem halbierten Zimmer Harst zu lesen gab, sagte er kopfschüttelnd: »Das hätte ich niemals gedacht. Wissen Sie, Schraut, was der Drewki, der Buckelige, mal gewesen ist? Seiltänzer, und ein recht berühmter! Vor drei Jahren verunglückte Signore Gialdino. Die Zierde des Zirkus *Salamonski* zog sich eine Rückgratverkrümmung zu und wäre wohl eher im Elend als an ernste Arbeit nicht gewöhnt umgekommen, wenn Mutter Schmidt sich seiner nicht erbarmt hätte. Den Rest dieses Berichts ersparen wir uns für später.«

Nun, ich brauchte mich nur noch fünf Stunden zu gedulden. Davon sagte mir Harst aber nichts.

Der Abend war trübe und regnerisch. Als ich am Haus Kalckreuthstraße Nr. 12 vorüberging, hielt einige zwanzig Schritt weiter ein geschlossenes Auto. Der Chauffeur schien zu schlafen. Da hob er den Kopf, er piffte ein paar Takte von *Ich weiß nicht, was soll es bedeuten ...*, unser Signal! Es war

Harst.

»Einsteigen!« raunte er mir zu.

Ich tat es und sah mich Schilling und dem mir von Ansehen bekannten Kommissar Bechert gegenüber. Sie hockten am Boden. Ich musste mich nun ebenfalls ganz klein machen. Dann hörten wir nach einer geraumen Weile eine Stimme.

»Chauffeur, sind Sie frei?«

»Na ob, Freileinken. Wo soll's denn hinjehn?«

»Meine Herrschaft will zum Anhalter Bahnhof, zum D-Zug nach München. Fahren Sie doch vor Nr. 12 vor.«

Schilling flüsterte: »Nun hinten raus - und Achtung!«

Wir drei taten, als unterhandelten wir mit dem Chauffeur.

Da kamen schon ein Herr, eine junge Dame und ein Mädchen mit Häubchen aus dem Haus heraus. Der Herr und das Mädchen trugen je einen Koffer, die junge Dame zwei Handtaschen, Schirme und Stöcke im Überzug.

Schilling rief nun: »Verflucht - auch wieder besetzt? Kommt weiter.«

Wir gingen ein paar Schritte. Dann fuhr das Auto langsam an. Als es auf einer Höhe mit uns war, rissen Schilling und Bechert die Türen auf, sprangen hinein. Ich folgte. Und Bechert hielt nun dem Herrn einen Revolver vor die Brust. »Keine Bewegung, Thomas Brixen!«

Für mich war der Name keine Überraschung mehr. Ich hatte Zenta bereits erkannt.

Was dann folgte, war wie die Bilderreihe eines überhastet abrollenden Films.

Brixen, der wie ein Schauspieler aussah und tadellos angezogen war, schlug blitzschnell den Revolver hoch. Der Schuss knallte, die Kugel ging durch das Verdeck. Ein zwei-

ter Schlag traf Schilling mitten zwischen die Augen. Dann war Brixen schon hinaus auf der Straße, schlüpfte in das nächste Haus. Obwohl Bechert für alle Fälle noch vier Beamte in der Nähe gehabt hatte und alles getan wurde, den Flüchtling wieder einzufangen, blieb er Sieger. Man fand ihn nicht, noch nicht. Erst nach Monaten war er der Besiegte, unterlag er Harald Harst.

Harst und ich brachten Zenta Brixen wieder in ihres Vaters Wohnung zurück. Das arme Kind war erst halb ohnmächtig vor Schreck. Harst redete ihr gütig zu.

Als sie sich etwas erholt hatte, sagte er so weich und herzlich, wie ich seine Stimme bis dahin nicht vernommen: »Machen Sie sich auf viel Trauriges gefasst. Ich will Ihnen jetzt nur das eine mitteilen: Bruckner war Ihrer nie wert. Er hat Sie betrogen. Sie waren ihm nur Mittel zum Zweck. Er war ein Lump, ein Erpresser. Er ist tot, ermordet.«

Zenta Brixen fand nachher Aufnahme bei einer Freundin. Wir aber fuhren in unseren Universum-Klub. Dorthin hatte Harst telefonisch seine Wettgegner bestellt.

## 5. Kapitel

Wir nahmen alle im Vorstandszimmer Platz. Nur Harst lehnte am Kamin, eine leicht qualmende Mirakulum zwischen den Fingern.

»Meine Herren«, begann er, »ich kann Ihnen melden, dass ich auch diese Aufgabe gelöst habe. Sie lautete bekanntlich: Wer ist der sogenannte Einbrecherkönig Andreas Nemo? Ich habe das Geheimnis, das diese bis dahin fast schemenhafte Persönlichkeit umgab, restlos aufgeklärt. Gestatten Sie, dass

ich den Lebensgang dieses Mannes in aller Kürze schildere. Der Name *Zirkus Salamonski* dürfte Ihnen allen bekannt sein. Diesem Zirkus gehörten viele Jahre zwei hervorragende Artisten an, Thomas Brixen oder Clown Tom Brix und der Seiltänzerjongleur Gerhard Drewki, genannt Signore Gialdino. Brixen, frühzeitig Witwer und Vater einer liebreizenden Tochter, stand schon während seiner Zirkuszeit im Verdacht, mit allerhand dunklen Existenzen im Bund zu sein. Vor vier Jahren setzte er sich als wohlhabender Mann zur Ruhe. Er wohnte hier in Berlin in der Kalckreuthstraße 12 zusammen mit seinem Kind. Die einzige Schwester Brixens, die ihm auffallend ähnlich sah, hatte gleichfalls eine starke Neigung für die Schattenseiten des menschlichen Seelenlebens und besaß hier in Moabit in der Huttenstraße als Witwe eines Gasthauseigentümers eine seinerzeit recht berüchtigte Kaschemme *Zur Mutter Schmidt*, geborene Brixen. Als Drewki, der Seiltänzerjongleur, eines Tages verunglückte besorgte ihm sein Freund Brixen eine Stelle bei seiner Schwester, deren Vertrauter er sehr bald wurde. Diese Angaben verdanke ich in der Hauptsache dem Wachtmeister Schilling von der Kriminalpolizei, die sich aus Anlass der Festnahme der Mitglieder des Einbrechergesangsvereins *Kleine Harmonie* sowohl mit der Witwe Schmidt als auch mit Drewki näher beschäftigt hat. Ich betone aber, dass damals das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen der Schmidt und dem früheren Clown und jetzigen Rentner Thomas Brixen nicht festgestellt wurde. Die Geschwister hatten guten Grund, es zu verheimlichen. Weshalb, werden Sie sofort sehen.«

Harst rauchte ein paar Züge und fuhr fort. »Nun die Hauptpunkte des Ganges meiner Ermittlungen in dieser An-

gelegenheit: Meine Aufmerksamkeit musste sich notwendig zuerst der Kaschemme der Schmidt zuwenden, denn dort hatte ja Andreas Nemo als geheimnisvoller Leiter eines Verbrecherbundes gewirkt. Von einer in demselben Haus wohnenden Gesangslehrerin erfuhr ich Näheres über Mutter Schmidt, ihre Eigentümlichkeiten und ihren Tod; weiter aber auch, dass die tote Mutter Schmidt wieder lebendig geworden war und in der Berliner Straße in Wilmersdorf eine Speisewirtschaft betrieb. Als ich dies alles von dem Fräulein Mallinger hörte - damals wusste ich noch nichts von Brixens Verwandtschaft mit der Schmidt -, vermutete ich zunächst, Mutter Schmidt hätte selbst den Andreas Nemo mit viel Geschick gespielt und dann ihren Tod vorgetäuscht, um abermals unbeobachtet von der Polizei die alte Rolle als Einbrecherkönig wieder aufnehmen zu können. Dann erschien bei mir eine junge Dame, Fräulein Zenta Brixen, die heimliche Verlobte des Bildhauers Bruckner, der seit acht Tagen verschwunden war. Erst glaubte ich, die tief Verschleierte, die ihren Namen zunächst verschwieg, wäre keine andere als Mutter Schmidt selbst, denn sie hatte alle Eigentümlichkeiten an sich, die mir die Mallinger als für die Schmidt charakteristisch angegeben hatte. An demselben Morgen hatte ja der *Berliner Kurier* meine neue Aufgabe veröffentlicht. Ich musste diesen Irrtum sehr schnell einsehen. Fräulein Brixen lüftete den Schleier. Ihre Jugend war ihr bester Ausweis. Sie erklärte, ihr Vater wäre Rentner und wüsste nichts von ihren Beziehungen zu Bruckner, nach dem ich baldigst Nachforschungen anstellen sollte. Sie ließ mir zwei Zettel da - Nachrichten von Bruckner. Ich stellte fest, dass der zweite Zettel gefälscht war, und kam notwendig zu der Überzeugung, der Bildhauer wäre ermordet worden. Den gefälschten Zettel

hatte nun eine rothaarige Frau heimlich in Bruckners Atelier gebracht. Und die wieder aufgelebte Mutter Schmidt sollte jetzt rotes Haar haben! Kaum hatte ich zu meinem treuen Mitarbeiter Schraut nach Zenta Brixens Weggang geäußert, ich hielte unsere neue Aufgabe für recht aussichtslos, als mein Hirn einen seltsamen Gedanken gebar: Zenta Brixen hatte alle die Eigentümlichkeiten gezeigt, die die Schmidt besitzen sollte; und Zenta war ihres Vaters einziges Kind, lebte mit ihm zusammen und musste von ihm das, was von seinen Eigentümlichkeiten nicht geradezu auf sie vererbt war, durch den steten Verkehr mit ihm angenommen haben. So glitt mein argwöhnisches Denken zum ersten Mal auf einen Mann zu, der mir bisher ganz unbekannt war. Es glitt hin, umspielte diesen Rentner und schuf sofort eine neue Schlussfolgerung: Zenta hatte beide Zettel an sich genommen, von denen der zweite nach der Vorlage des ersten gefälscht war; zunächst den ersten, den sie mit nach Hause genommen und, wie sie uns erzählte, in ihren Schreibtisch eingeschlossen gehabt hatte. Wie war nun der Fälscher des zweiten Zettels in den Besitz der Vorlage gelangt?, fragte ich mich. Und ich gab mir die Antwort: Er kann ihn nur einige Zeit heimlich aus dem Schreibtisch entfernt haben! Wer hatte hierzu die beste Gelegenheit? Zentas Vater, der vielleicht, nein, wahrscheinlich, ebenfalls all die Eigentümlichkeiten der Mutter Schmidts in sich vereinigte! So war ich zum zweiten Mal beim Rentner Thomas Brixen angelangt. Und jetzt war der erste leise Argwohn bereits zum schweren Verdacht geworden, denn der, der den zweiten Zettel gefälscht und den doch eine Rothaarige in die Wohnung Bruckners getragen hatte, musste ja ein Interesse daran haben, dass der Anschein noch eine Weile bewahrt würde, als ob der Bild-

hauer freiwillig seinem Atelier noch immer fernbliebe, musste mithin dessen Schicksal kennen, das ein recht trauriges meines Erachtens war, eben das eines Ermordeten! Wozu sonst wohl der zweite Zettel von fremder Hand, woher sonst der richtige Schlüssel, mit dem die Rothaarige sich Zutritt zum Atelier verschafft hatte, woher auch das Fehlen jeder Nachricht an seine Braut? Als ich mir alles dies überlegt hatte, fiel mir nun auch eine Äußerung der Mallinger über die Eigentümlichkeiten der Schmidt ein. Sie hatte mir gesagt: »Seltsamerweise habe ich diese nach links geneigte Kopfhaltung, diese die Worte begleitenden Gesten der linken Hand und manches andere nicht immer bemerkt, sondern zumeist nur, wenn ich mal die Schmidt in ihrem Lokal besuchte, und auch dann nicht regelmäßig.« Als ich mich an diese Äußerung erinnerte, sagte ich mir sofort: Hier haben ohne Frage zwei Personen Mutter Schmidt gespielt, zwei, die sich sehr ähnlich sehen und von denen die eine, so unwahrscheinlich es auch sein mag, ein Mann war - eben Thomas Brixen!«

Harst holte nun das Bild der Schmidt hervor und reichte es Kammler. »Dies ist Olga Wilhelmine Schmidt. Während ich fortfahre, können die Herren es sich ansehen. Mein Interesse gehörte nun mehr nur noch Thomas Brixen. Ich mietete mich verkleidet dem neuen Lokal der Mutter Schmidt gegenüber ein und versuchte dann, Brixen aus nächster Nähe betrachten zu können. Ich hatte Glück. Er ging mit Zenta aus, und selbst auf die Entfernung hin erkannte ich die außerordentliche Ähnlichkeit zwischen der Schmidt und diesem glattrasierten Rentner. Nun war ich meiner Sache völlig sicher, nun wollte ich aber auch noch alle Nebenumstände, insbesondere das Verschwinden Bruckners eines im Übrigen sehr anrü-

chigen Charakters, feststellen. Ich muss jetzt noch erwähnen, dass ich kurz nach dem Besuch Zentas bei mir von Andreas Nemo einen Drohbrief erhalten hatte und dass Mutter Schmidts Lokal auffallender Weise an demselben Tag gegen sechs Uhr nachmittags durch eine Papptafel mit der Aufschrift *Vorläufig geschlossen* von der Inhaberin für den Verkehr gesperrt wurde. Für mich war dieses Pappschild ein Beweis, dass Nemo befürchtete, ich könnte in der Speisewirtschaft verkleidet spionieren wollen. Ich war jedoch schon vorher einmal dort gewesen, hatte mir die rothaarige Wirtin genau angeschaut und hatte gehört und gesehen, dass es dort eine Kegelbahn gab, die aber offenbar nur für ganz bestimmte Gäste reserviert war. Dies erinnerte mich an das reservierte Zimmer für die *Kleine Harmonie* in der Huttenstraße, zumal in letzter Zeit wieder sehr viele schwere Einbrüche hier verübt wurden, die auf eine wohlorganisierte Bande hindeuten. Nachts schlich ich über Zäune und Dächer bis an den Hintereingang der Kegelbahn und entdeckte unter derselben eine Schlosserwerkstatt, in der lediglich Einbrecherwerkzeug hergestellt zu werden schien. Das Geräusch der Kegelkugeln sollte eben das Hämmern in der Werkstatt übertönen. Als ich noch dort unten weilte, musste ich in eine Kiste kriechen, da drei Leute den Raum betraten. Unter diesen befand sich ein Buckliger namens Drewki, eben der Vertraute der Schmidt. Die drei sprachen unter anderem auch über einen Toten, den sie letztens auf dem nahen Kirchhof verscharrt hatten. Ich entnahm ihren Reden Folgendes: Der Tote war Bruckner. Er hatte zufällig die Ähnlichkeit zwischen Mutter Schmidt und Brixen entdeckt und war der Wahrheit dann dadurch ganz auf die Spur gekommen, indem er sich an Zenta heranmachte und sie aushorchte. Von

ihm stammt auch eine Anzeige in der Zeitung, in der jemand für 10.000 Mark nähere Mitteilungen über Andreas Nemo liefern wollte. Er hat dann verkleidet vor acht Tagen seine Wohnung nur zu dem Zweck verlassen, gegen Brixen weiteres Material zu sammeln, um nachher von ihm Geld erpressen zu können. Drewki fasste ihn jedoch in der geheimen Werkstatt ab, schlug ihn mit einem Hammer zu Boden und fand bei ihm den Entwurf eines Erpresserschreibens. Die Leiche wurde dann auf dem Kirchhof vergraben. Brixen aber war es, der nun den gefälschten Zettel in das Atelier trug. Ich gelangte nachher glücklich aus der Werkstatt wieder heraus. Am folgenden Morgen las ich Schillings Bericht über Brixens Vergangenheit. Da erst erfuhr ich, dass er Clown gewesen, dass er sich also auf alle Theaterkünste verstand. Heute Abend nun, als er mit seiner Tochter nach München reisen wollte, da ihm der Berliner Boden doch zu gefährlich dünkte, ist er uns leider entschlüpft. Dafür hat aber die Kriminalpolizei auf meine Veranlassung bereits nachmittags sowohl Drewki alias Gialdino als auch Mutter Schmidt verhaftet, Letztere hauptsächlich deswegen, weil sie, als eines Nachts eine bei ihr in der Huttenstraße Unterkunft suchende Taschendiebin plötzlich verstarb, diese Gelegenheit dazu benutzt hat, diese Frau unter ihrem Namen begraben zu lassen. Bemerken möchte ich noch, dass Zenta Brixen von der Existenz dieser Tante Wilhelmine nie etwas gewusst hat und dass das Geschwisterpaar einander an krankhaftem Hang zum Verbrechen, an Abenteuerlust, Habgier und Schlaueit völlig ebenbürtig gewesen sein muss. Die verhaftete Schmidt hat sofort ein umfassendes Geständnis abgelegt, um nicht etwa in die Mordsache Bruckners mit hineingezogen zu werden. So, meine Herren,

ich denke, Sie werden befriedigt sein. Sie sehen, wie verhängnisvoll zuweilen kleine Eigenarten werden können, die die Tochter vom Vater annimmt, der aus Lust am Konsolenspielen die Schwester gern vertrat.«

Kommerzienrat Kammler erhob sich, reichte Harst die Hand.

»Wir gratulieren zu dem Erfolg von Herzen. Schade, dass ich Ihnen nun nur eine anscheinend leichtere Aufgabe stellen kann: Weshalb wurde die Leiche des chinesischen Kochs des Orientreisenden Arthur Malzahn geraubt?

Harst lächelte ein wenig. »Leichtere Aufgabe? Sie sind ein böser Examinator meiner Fähigkeiten, Kammler!«

